

HEYNE <

DAS BUCH

Nach dem tragischen Unfalltod ihres Mannes Brian vor einem halben Jahr zieht Kate sich in ihr Heimatdorf an der Küste Irlands zurück. Sie ist nun mit nur 37 Jahren Witwe. Trotz aller Trauer fühlt sie aber auch eine seltsame Erleichterung, wieder auf dem Land zu leben. Langsam findet sie zu sich selbst, und ihre Verwandten, bei denen sie unterkommt, helfen ihr dabei, ebenso ihre Cousine und Vertraute Sophie. Eines Tages steht plötzlich ihre Schulfreundin Emma vor der Tür. Schnell entwickelt sich eine intensive Freundschaft zwischen den beiden, obwohl sie sich über zwanzig Jahre nicht gesehen haben. Doch Emma verheimlicht etwas, und mit jedem Tag, der vergeht, fällt es ihr schwerer, offen zu Kate zu sein. Denn sie weiß, dass ihr Geheimnis die neu gefundene Freundschaft zerstören wird ...

DIE AUTORIN

Liz Balfour, geboren 1968, studierte Theaterwissenschaften und ist als Dramaturgin in Deutschland sowie im englischsprachigen Raum tätig. Schon von früher Jugend an war sie fasziniert von Irland, der grünen Insel, und verbringt ihre freie Zeit am liebsten im County Cork.

LIEFERBARE TITEL

Ich schreib dir sieben Jahre

LIZ BALFOUR

Emmas Geheimnis

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier Holmen Book Cream liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 02/2013
Copyright © 2013 by Liz Balfour
Copyright © 2013 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Eva Philippon
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
Umschlagmotive: © tombonatti/Vetta/GettyImages; John Woodworth/
Photodisc/GettyImages; oonat/Flickr/GettyImages
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2013
ISBN: 978-3-453-40862-3

www.heyne.de

Liebe Kate,

Ich hab mich wahnsinnig gefreut, dich nach so langer Zeit wiederzusehen! Weißt du, wie ich dich gefunden habe? Ich werde es dir sagen, aber du musst noch etwas Geduld haben. Erst will ich dir noch so vieles erzählen ... Lass es mich der Reihe nach tun. Ich will, dass du mich verstehst. Du wirst mir wahrscheinlich nie verzeihen können. Aber ich will dir wenigstens beweisen, dass ich keine Sekunde vorhatte, dir wehzutun. Warum musste es trotzdem so kommen? Wie konnte alles nur so entsetzlich schiefgehen? Dabei hatte ich dich immer im Herzen behalten. Du warst meine beste Freundin seit meiner Geburt, und ich sollte nie wieder eine Freundin wie dich finden. Es klingt vielleicht albern, weil wir nur Kinder waren. Aber du warst und bist der wichtigste Mensch in meinem Leben. Ich hätte nie zulassen dürfen, dass wir uns aus den Augen verlieren.

1.

Es war einer dieser Tage, an denen die Luft so warm ist, dass man glaubt, sie anfassen zu können. Sie streicht wie Seide über die Haut und umschließt den ganzen Körper. An einem dieser Tage, an denen sich der Himmel unendlich blau über dem Meer spannt, saß ich auf der Mauer, die den Friedhof der St. Multose Church umgab. Ich hatte die Augen geschlossen, um nicht mehr zu weinen. Um mich herum die Musik der kleinen Stadt: Stimmen, Motoren, Möwen, in der Ferne das Meer. Aber dass ich das Meer so deutlich hörte, konnte nur Einbildung sein. Ich stellte es mir vor, weil es mich vom Weinen ablenkte. Und während ich mich darauf konzentrierte, fragte jemand: »Bist du okay?«

Die Stimme fügte sich so selbstverständlich in die Klänge der Umgebung ein, dass ich nicht erschrak. Ich brauchte sogar einen Moment, bis ich merkte, dass ich gemeint war.

Als ich mich umdrehte, sah ich in ein schönes Gesicht mit großen grünen Augen. Er war ungefähr in meinem Alter, lächelte vorsichtig, schob sich seine etwas zu langen dunklen Locken aus der Stirn. »Sorry, ich wollte nicht stören, aber ich dachte ...«

»Alles in Ordnung«, sagte ich.

»Sicher? Ich meine, weil du ...«

»Danke fürs Nachfragen«, fiel ich ihm ins Wort. »Ich komm schon klar.« Er sollte einfach nur gehen, aber er blieb stehen. In beiden Händen trug er volle Einkaufstüten.

»Ist jemand ...«, begann er.

»Meine Großmutter«, sagte ich.

»Mein Beileid.« Sein Blick wanderte von mir zur Kirche. »War heute ...«

»Ja«, sagte ich schnell. »Heute.« Ich atmete tief ein, um nicht wieder loszuheulen.

»Das tut mir leid«, sagte er. »Wirklich. Ich dachte nur, vielleicht ...« Er zögerte, sah sich um, blinzelte gegen die Nachmittagssonne. »Wo sind die anderen? Deine Familie? Freunde?«

»Vorgegangen.« Ich biss mir auf die Unterlippe.

»Verstehe.«

Es klang, als ob er wirklich verstand. Dass ich noch nicht zurück ins Haus meiner Großmutter gehen konnte. Dass ich noch Zeit für mich allein brauchte. Er setzte sich einfach neben mich auf die Mauer und stellte seine Tüten ab.

»Erzähl mir von ihr. Wie hieß sie?«

»Margaret.«

»Wie alt ist sie geworden?«

»Siebzig.«

Er nickte stumm.

»Margaret war immer ... Sie wirkte immer irgendwie heiter, auf eine ruhige Art. Ausgeglichen. Und sie war immer in Bewegung. Sie lebte auch gesund. Niemand hat damit gerechnet, dass sie einfach so einen Herzinfarkt bekommt.«

»Also ganz plötzlich und unerwartet«, sagte er.

»Ich konnte mich nicht mal verabschieden. Als ich sie zuletzt gesehen habe, war sie wie immer. Und vier Tage später ...« Ich schluckte. »Sie hat mich großgezogen.«

»Was ist mit deinen Eltern? Waren sie viel unterwegs?«

»Meine Mutter ist gestorben, als ich zwölf war. Und meinen Vater habe ich nie kennengelernt.« Ich sah hinüber zur Kirche. Die St Multose Church war anglikanisch und gehörte zur Church of Ireland. Die Größe des Gebäudes täuschte: Nicht mal zum Weihnachtsgottesdienst waren alle Plätze gefüllt. Die meisten Iren waren katholisch. Das galt auch für das County Cork. Meine Familie war die Ausnahme gewesen. »Protestantisch und dazu noch ein uneheliches Kind ... So bin ich in Cork aufgewachsen. Mutter dachte wohl, dass sie es in einer Großstadt leichter haben würde.«

»Hatte sie es dort leichter?«

Ich hob die Schultern. »Ich war noch so jung.«

»Und dann bist du mit zwölf wieder nach Kinsale gekommen?«

»Ja, ich zog zu meiner Großmutter. Es war okay, weil ich immer die Ferien bei ihr verbracht und sie oft besucht hatte. Nach der Schule auszuziehen, um in Cork zu studieren, ist mir wirklich schwergefallen.« Ich lachte leise. »Am Anfang bin ich jedes Wochenende nach Hause gefahren. Habe ich nach Hause gesagt? Also, zu ihr.« Warum sprach ich so lange mit ihm? Warum erzählte ich ihm das alles? Es waren so persönliche, fast schon intime Dinge, und doch erschien es mir ganz natürlich, mit ihm darüber zu reden. Er stellte die richtigen Fragen. Ich ver-

stand, dass es genau das war, worüber ich in diesem Moment reden wollte. Ich war ihm dankbar dafür, wie aufmerksam er mir zuhörte.

»Nach Hause«, wiederholte er. »Das klingt aber doch richtig. Oder etwa nicht?«

Ich dachte nach. »Dann habe ich heute mein Zuhause verloren.« Ich bedauerte, dass Margaret und ich unser letztes Beisammensein mit Gesprächen über Nichtigkeiten verschwendet hatten, und wünschte nichts mehr, als die Zeit zurückdrehen zu können. Auch das erzählte ich ihm.

»Dann dreh die Zeit zurück«, sagte er, und ich sah ihn verständnislos an. »Ja, los, lass sie uns gemeinsam zurückdrehen. Du bestimmst, wohin die Reise geht, und ich komme widerspruchslos überallhin mit. Was ist? Möchtest du mich nicht deiner Großmutter vorstellen?«

»Findest du das etwa passend, sich an einem Tag wie diesem über mich lustig zu machen?« Ich stand kopfschüttelnd auf. Doch bevor ich weggehen konnte, hatte er nach meinem Arm gegriffen. Ich schüttelte ihn ab und ging weiter.

»Warte!«, rief er mir nach. »Du hast mich falsch verstanden!«

»Ach ja?«

»Ich wollte nur, dass du mir von ihr erzählst.« Er lief mir quer über den Friedhof hinterher. »Ich sehe doch, wie traurig du bist. Und ... ich dachte, vielleicht hilft es dir, wenn du dich daran erinnerst, wie schön die Zeit mit ihr war.«

Ich schwieg und wartete ab, was er noch zu sagen hatte.

»Na ja, und deshalb ... Also, dafür könntest du doch mit mir auf eine Art Zeitreise gehen.«

Ich drehte mich zu ihm um und schaute wieder in seine grünen Augen in dem sonnengebräunten Gesicht. Er sah ernsthaft erschüttert aus. Ich nickte langsam und ging zurück zur Mauer, wo seine Tüten standen.

»Also gut. Aber erst ... Wie heißt du eigentlich?«

Er setzte sich wieder neben mich. »Brian Richardson.«

»Brian Richardson aus Kinsale.«

»Dublin. Ich bin gerade auf Elternbesuch.«

»Und deine Eltern sitzen zu Hause und warten darauf, dass du ihnen etwas zum Abendessen bringst?« Ich zeigte auf seine Einkäufe.

»Meine Eltern sitzen zu Hause und warten darauf, dass ich mir selbst Essen besorge, weil sie nie etwas im Haus haben, das ich mag. Sie ernähren sich nur von Toast, Baked Beans aus der Dose und Tee. Kommt mir jedenfalls so vor.« Er lächelte, und ich war überrascht von der Wärme, die aus seinem Blick sprach. Er hatte etwas Tröstliches. »Wie heißt du?«

»Kate Riley.«

»Kate Riley aus Cork.«

Ich nickte. »In Kinsale werde ich jetzt nicht mehr so oft ...« Und die Tränen kamen wieder.

Brian räusperte sich, vielleicht weil er nicht wusste, wie er reagieren solle. Doch dann sagte er: »Ich weiß. Du brauchst eine kleine Stärkung. Etwas für den Blutzuckerspiegel.« Er griff in eine seiner Tüten und hielt mir eine Dose Cola hin. »Ich hätte außerdem noch ein bisschen Salat im Angebot. Käse, Milch, Zwiebeln, Tomaten, was für eine Mischung. Warte mal, was hab ich denn da ge-

kauft ... Ah, Knäckebrötchen. In Dublin esse ich nie Knäckebrötchen. Nur bei meinen Eltern. Äpfel sind hier noch ... War schon irgendwas dabei, das dich überzeugt hat?«

Jetzt musste ich lachen. Ich wischte mir die Tränen von den Wangen und sah ihn neugierig an. »Du musst dich ganz schön langweilen, wenn du lieber einer Fremden beim Heulen zusiehst, als nach Hause zu gehen.«

»Du hast mich durchschaut«, sagte er. »Es ist der langweiligste Ort auf der ganzen Welt. Deshalb musst du mich retten. Erzählst du mir was Schönes von deiner Großmutter?«

Ich zögerte.

»Weißt du«, fuhr er eifrig fort, »ich denke immer, wenn ich mal tot bin, dann will ich nicht, dass alle herumstehen und weinen. Sie sollen an die guten Zeiten denken und daran, wie viel Spaß sie mit mir hatten, und sich darüber freuen! Würdest du denn wollen, dass alle deinetwegen heulen und unglücklich sind?«

»Ich hab noch nie darüber nachgedacht.«

»Glaub mir. Das willst du nicht. Würde es deine Großmutter wollen?«

Jetzt lächelte ich. »Wohl nicht.«

»Dann mal los.«

Und ja, es funktionierte: Ich redete und redete, bis die Luft kühler und das Licht wärmer geworden waren. Die ganze schöne Zeit, die ich bei Margaret in Kinsale verbracht hatte, kam zurück und versöhnte mich ein wenig mit dem Schicksal. Ich dachte, was für ein gutes Leben sie gehabt hatte, und ich war dankbar, dass sie vor ihrem Tod nicht leiden musste. Wir, die wir zurückbleiben, spüren den Schmerz des Verlustes, aber die Toten haben

Ruhe und Frieden. Wir beweinen, was sie alles verpassen, und wir beweinen, was wir mit ihnen versäumt haben, als noch Zeit gewesen wäre. Über all das sprach ich mit Brian, als kannten wir uns schon seit Ewigkeiten. Die Welt um uns herum schien zu versinken. Obwohl die Kirche im Zentrum von Kinsale lag, hatte ich das Gefühl, weit weg auf einer einsamen Insel zu sein. Dann bemerkte ich, dass er einen verstohlenen Blick auf die Kirchturmuhr warf: Fast zwei Stunden waren vergangen.

»Entschuldige, ich hab dich schon viel zu lange aufgehalten. Ich glaube, ich gehe jetzt besser«, sagte ich schnell. »Bestimmt vermissen dich deine Eltern schon. Und meine Familie wird sich auch fragen, wo ich stecke.«

Sie waren alle in Großmutter's Haus: Onkel Ralph und seine Frau Mary, meine Cousine Sophie, ein paar entfernte Verwandte, von denen ich noch nie gehört hatte, Nachbarn, Freunde von Margaret. Sie würden bis in die Nacht hinein bleiben, einige auch bis morgen, und wenn es sein musste, noch ein paar Tage, damit ich nicht allein war. Trotzdem war ich noch nicht so weit. Ich konnte nicht zurück in das Haus. Ihr Haus, in dem ich sechs Jahre lang mit ihr gelebt hatte, bis ich zum Studium vor drei Jahren ausgezogen war. Es war mir lange Zeit als der schönste Ort auf der Welt vorgekommen. Ein blau gestrichenes hübsches Häuschen am Hang. Vom Fenster meines Zimmers aus hatte ich den Yachthafen sehen können. Hinterm Haus hatte Margaret einen Blumengarten angelegt, in dem es im Sommer herrlich duftete. Was würde nun daraus werden? Aus den Blumen, dem Garten, dem Haus?

Brian schien zu spüren, wie schwer mir der Gang fiel. »Weißt du was, ich bring dich hin«, sagte er.

»Und was ist mit deinen Einkäufen?«

Er deutete mit dem Kinn in Richtung Market Square.
»Machen wir einen kleinen Umweg? Es ist nicht weit bis zu meinen Eltern. Und ich verspreche dir, du musst nicht mit reinkommen.«

Onkel Ralph war wie die meisten anderen schon ziemlich betrunken. Er umarmte Brian wie einen alten Freund, zog ihn ins Haus und versorgte ihn mit Anekdoten über seine Mutter, meine Großmutter. »Tolle Frau. Ganz tolle Frau«, wiederholte er, sooft man ihn ließ. Brian zwinkerte mir zu, ließ sich zu einem Bier überreden, und als Ralph nach einer guten halben Stunde ein neues Opfer für seine Geschichten gefunden hatte, schlichen wir uns nach draußen, um uns in Ruhe voneinander zu verabschieden. Es war bereits dunkel geworden. Einen Moment standen wir verlegen voreinander. Ich lächelte schüchtern.

»Alles Gute«, sagte er schließlich. »Und immer auf Zeitreise gehen, wenn du traurig wirst. Immer die schönen Tage besuchen.«

»Danke. Ich ... ich hab mich sehr gefreut, dich kennenzulernen.«

Er nickte, druckste herum.

Ich wusste ebenfalls nicht, was ich sagen sollte.

»Also dann«, murmelte er.

»Ja, also ...«, stammelte ich.

»Bis ... irgendwann, oder so.« Es ging ein Ruck durch seinen Körper, als müsste er sich mit Gewalt losreißen. Er nickte mir knapp zu, schob die Hände in die Hosentaschen und ging eilig weg.

Am nächsten Tag hatte er mir einen Brief eingeworfen:

»Liebe Kate, ich dachte, ich gebe dir mal meine Telefonnummer. Nicht dass du sie brauchen würdest. Vielleicht willst du sie nicht mal. Aber für den Fall, dass du mir irgendwann erzählen willst, wie es dir geht...
Hier ist sie.«

Darunter hatte er sehr deutlich seine Nummer notiert und mit einem S. unterschrieben.

Es folgte noch ein PS: Der Typ vom Friedhof.

Und darunter ein PPS: Der mit den Einkaufstüten.

Einen Monat später wurden wir ein Paar, und ich wusste, dass ich die große Liebe gefunden hatte. Sie sollte fünfzehn Jahre lang halten.

2.

Fünfzehn Jahre und vier Monate später war es kein Friedhof in Kinsale, sondern die Keltische See, auf die eine Jacht von Cobh aus hinausfuhr, und als seine Asche über dem Meer verstreut wurde, verstand ich endlich, dass ich mich von Brian für immer verabschieden musste. Ich war siebenunddreißig Jahre alt und hatte nun zum dritten Mal den wichtigsten Menschen in meinem Leben verloren. Erst meine Mutter, dann meine Großmutter und jetzt Brian. Immer den Menschen, bei dem ich mich nach dem Verlust eines anderen aufgehoben gefühlt hatte. Und wieder hatte ich mich nicht verabschieden können, wieder quälten mich Selbstvorwürfe, weil wir so viel Zeit mit Banalitäten verschwendet hatten. Ich wusste nicht einmal mehr, wann ich ihm zuletzt gesagt hatte, dass ich ihn liebte. Wie hatte das passieren können? Wie hatte unsere Liebe Alltag werden können?

Ich versuchte es mit der Zeitreise wie damals nach der Beerdigung von Margaret. Ich wollte mich zwingen, an die schönen Momente zu denken und dafür dankbar zu sein. Aber diesmal klappte es nicht. Ohne Brian funktionierte es einfach nicht. Meine Gedanken wanderten immer zurück zu dem Tag, an dem er gestorben war – nur einen Monat nach seinem vierzigsten Geburtstag.

Wieder und wieder sah ich, wie ich morgens aufstand, duschte, frühstückte, mich auf den Weg ins Büro machte. Ich ließ Brian schlafen, er hatte mir gesagt, dass er erst am frühen Nachmittag einen Termin hatte. Wie so oft in den letzten Wochen hoffte er, endlich einen neuen Job zu finden. Für mich war es ein belangloser Tag, ich hatte im Büro wenig zu tun, traf mich nach der Arbeit mit Sophie auf einen Kaffee, fuhr nach Hause. Brian war nicht da, aber auch das war nicht ungewöhnlich. Vielleicht war er noch beim Sport oder bei Freunden. Er würde sich melden. Also machte ich mir etwas zu essen, schaltete den Fernseher an, surfte dabei im Internet und schlief ziemlich früh auf der Couch ein.

Ein Klopfen weckte mich. Brian, dachte ich und sah auf die Uhr. Gleich eins. Wahrscheinlich war er im Pub gewesen und hatte den Schlüssel vergessen. Es wäre nicht das erste Mal. Es klopfte wieder, diesmal lauter und drängender. Ich sprang auf und eilte durch den Flur. »Ja, Brian, ich komm ja schon«, rief ich. Dann öffnete ich die Tür. Davor standen zwei Gardaí. Als ich die Uniformen sah, wusste ich sofort, dass etwas Schreckliches passiert war. Ich weiß noch, wie ich statt einer Begrüßung sagte: »O Gott, ihm ist etwas zugestoßen!« Und an ihren Blicken erkannte ich, dass ich recht hatte.

Sie brachten mich zu ihm ins Krankenhaus, damit ich ihn identifizierte. Sie sagten, man hätte alles versucht, um ihn zu retten, aber es sei zu spät gewesen. Die regennasse Straße, die abgefahrenen Autoreifen, die Kurve in der Dunkelheit zu schnell genommen, und definitiv war zu viel Alkohol im Spiel gewesen.

Ein einziger Gedanke schoss mir durch den Kopf:

Warum habe nicht ich das Auto genommen? Warum bin ich mit dem Bus gefahren? Er würde bestimmt noch leben, wenn ich ihm nicht das Auto gelassen hätte. Ich wusste doch, dass er es nicht so genau nahm und nach drei, vier Gläsern Bier noch fuhr. »Ich kenn doch den Weg nach Hause«, hatte er immer gesagt, wenn ich ihm deshalb Vorwürfe machte. »Ich kenn den Weg zu dir.«

Die Stunden bis zum Morgengrauen erlebte ich in einem Zustand, als würde ich durch dichten grauen Nebel irren. Als die Polizisten wiederkamen, teilten sie mir mit, dass Brian schwer alkoholisiert gewesen war. Er hatte in einem Pub in Blarney getrunken, allein, wie man ermittelt hatte. Niemand dort hatte gewusst, dass er mit dem Wagen unterwegs war, sonst hätte man ihm den Schlüssel abgenommen, wurde mir versichert. Nach wenigen Kilometern hatte er den Unfall gehabt.

Was sie mir sagten, verwirrte mich noch mehr, denn es ergab überhaupt keinen Sinn. Ich war davon ausgegangen, dass er ein Vorstellungsgespräch in der Nähe des Flughafens gehabt hatte. Ich hatte damit gerechnet, dass er mit Freunden irgendwo in Cork etwas trinken ging. Aber Blarney? Ich verstand nicht, was er dort gemacht hatte.

Ich kam nicht dazu, weiter darüber nachzudenken. Ich musste funktionieren. Familie und Freunde benachrichtigen. Die Beisetzung organisieren. Versicherungen informieren. Papiere unterschreiben. Natürlich hatte ich Menschen, die mir halfen. Aber den wichtigsten in meinem Leben hatte ich verloren. Während der ersten drei oder vier Wochen nach seinem Tod wachte ich jede Nacht

mehrmals auf, weil meine Hand nach ihm suchte und ihn nicht fand.

Die Bestattung war der schlimmste Moment für mich. Schlimmer noch, als die Nachricht von seinem Tod zu erhalten, schlimmer auch, als ihn identifizieren zu müssen und schreckliche Gewissheit zu erlangen, dass es wirklich Brian gewesen war, den man in der kalten Novembernacht aus dem Autowrack geborgen hatte. Stundenlang hatten seine Eltern auf mich eingeredet, um mich von der Seebestattung zu überzeugen, die er sich gewünscht hätte, wie sie mir versicherten. Ich konnte zunächst den Gedanken nicht ertragen, kein richtiges Grab zu haben, an dem ich um ihn trauern konnte.

»Er hätte kein Grab gewollt«, sagte sein Vater, und ich konnte dem nichts entgegensetzen. Brian und ich hatten nie über den Tod gesprochen. Nie über unseren eigenen. Außer an dem Tag unseres Kennenlernens. Da hatte Brian mir gesagt, wie er in Erinnerung bleiben wollte. Genau diesen Wunsch konnte ich ihm aber nicht erfüllen, denn meine Gedanken schafften es nicht, zu einem der schönen Tage vorzudringen. Noch nicht.

»H.G. Wells hatte eine Seebestattung«, erklärte mir mein Schwiegervater. Brians Lieblingschriftsteller. Der Autor seines Lieblingsbuchs, das die Vorlage zu seinem Lieblingsfilm war: *Die Zeitmaschine*. Darüber hingegen hatten wir oft gesprochen. Von seinem Traum, durch die Zeiten reisen zu können. Dabei war es nicht so sehr die Zukunft, die ihn reizte, eher die Vergangenheit. Teilhaben am Glück eines Forschers, der endlich die Formel für ein lebensrettendes Medikament fand. Dabei sein, wenn neue Tierarten entdeckt wurden. Den ersten Momenten einer

großen Liebe beiwohnen. So stellte er sich seine Zeitreisen vor. Bald steckte er mich damit an.

Obwohl das nicht ganz stimmte. Es war kein Funke, der übersprang. Es war mehr eine Gewohnheit, die ich von ihm übernahm. Nächtelang hatten wir gemeinsam herumgesponnen, welchen Moment wir gerne miterleben würden. Das Literaturstudium half mir, um auf neue Ideen zu kommen. Als er mich für meine fantasievollen Vorschläge bewunderte, schlug ich ihm vor, mehr zu lesen. Das lehnte er rundweg ab.

»Nicht lesen, erleben«, sagte er dann.

»Lesen ist eine Zeitreise im Kopf, nichts anderes als das, was du dir immer wünschst.«

»Nein, ich wünsche mir, körperlich dort zu sein. Wenn ich nur darüber lese, deprimiert mich das.«

Genau so war Brian. Wunderbar seltsam auf seine Art. Sein Bücherregal hatte sich seit der Schulzeit nicht nennenswert erweitert, meine Bemühungen prallten an ihm ab. Wenn ich ihm ein Buch schenkte, ließ er es manchmal wochenlang unangetastet neben dem Bett liegen, natürlich nicht ohne jeden Abend mit einem Augenzwinkern zu versprechen: »Bald schau ich da mal rein.« Vielleicht hatte er dahinter die Absicht vermutet, er möge sich etwas mehr bilden. Mir ging es aber nur darum, ihm mehr von mir näherzubringen. Die Geschichten, die ich liebte, das Spiel mit der Sprache. Brian reichte sein H. G. Wells für ein ganzes Leben. Mehr Geschichten hatten in ihm keinen Platz, so sehr füllte sein Lieblingsbuch ihn aus. Ich brauchte Jahre, um das zu verstehen.

Ich bat nun darum, seine zerfledderte Ausgabe von *Die Zeitmaschine* mit ihm zu verbrennen.

Es war ein kalter, klarer Dezembertag, an dem wir seine Asche dem Meer übergaben. Acht Nächte waren vergangen, in denen ich kaum Schlaf gefunden hatte. Ich hatte Gewicht verloren, und mein Spiegel verriet mir, dass sich die Fassungslosigkeit über das, was geschehen war, in meinen Zügen reflektierte.

Brians Eltern waren seit seinem Tod um Jahre gealtert. Sie hatten immer etwas jünger gewirkt, als sie waren, besonders seit sie nach England gezogen waren, aber nun sah man ihnen ihre knapp achtzig Jahre an. Mein Mann war der Nachzügler gewesen, zwischen ihm und seinen Schwestern lagen zwölf und fünfzehn Jahre. Sie lebten beide ebenfalls in England und waren ohne ihre Männer gekommen. Kinder hatte keine von ihnen. Der Kontakt war nie sehr eng gewesen. Brian hatte sich immer mehr wie ein Einzelkind gefühlt und seine Schwestern eher wie entfernte Tanten wahrgenommen. Sie hatten nie großes Interesse an dem kleinen Bruder gezeigt, und so war es nicht verwunderlich, dass wir uns kaum kannten. Außer einem gemurmelten Beileidsspruch hatten wir uns auch an diesem Tag nichts zu sagen. Wir waren uns fremd, und ihr Bruder war ihnen fremd geblieben. An Weihnachten und Geburtstagen waren gleichgültige Grüße ausgetauscht worden, doch nichts war darüber hinaus geschehen. Als ich Brian gefragt hatte, ob es einen Anlass gäbe, weshalb man sich aus dem Weg ginge, hatte er mich nur verwundert angesehen und gesagt, es sei nun mal nie anders gewesen und ihm fehle auch nichts. Ich sah keine der beiden Frauen weinen. Wenn ich zuvor noch gedacht hatte, Trauer würde die Menschen verbinden, wurde ich nun eines Besseren belehrt.

Tante Mary und Onkel Ralph unterstützten mich, auch meine Cousine und beste Freundin Sophie war mitgekommen. Sie hielt meine Hand, legte den Arm um meine Schulter, gab mir Beistand und Wärme. Brians Eltern hatten Bibelstellen ausgesucht, die verlesen wurden. Ich konnte kaum zuhören. Die tief stehende Sonne blendete mich so sehr, dass ich die Augen zusammenkneifen musste, um etwas zu sehen. Aber was gab es auch schon zu sehen?

Das Verstreuen seiner Asche, dieses letzte Ritual, stürzte mich in einen tieferen Abgrund als alle Verluste, die ich zuvor erlitten hatte. Mein Schmerz schien größer und qualvoller zu sein als nach dem Tod meiner Mutter oder meiner Großmutter. Vielleicht weil man immer damit rechnen musste, die Elterngeneration zu verlieren, aber mit dem Ehemann wollte man die Zeit bis zum eigenen Tod verbringen. Meinen Ehemann so früh zu verlieren war so falsch, so ungerecht. Es konnte doch nicht sein, dass meine Liebe zu ihm, die längst nicht aufgebraucht war, nicht weiterging. Ich hatte noch so viel mit ihm erleben wollen. Jetzt war er fort. Ich konnte nicht einmal auf jemanden wütend sein, weil niemand schuld an seinem Tod war, nur er selbst, und wie könnte ich auf Brian wütend sein?

Noch tiefer als all das aber riss mich in die schwärzeste Dunkelheit, dass ich von nun an nichts mehr von ihm haben würde.

Nicht einmal ein richtiges Grab.

Seine Mutter hatte gesagt, sie würde einen Schrein für Brian errichten, und ich könnte jederzeit vorbeikommen und davor beten. »Das ist viel mehr als ein Grab«, erklärte sie mir, und ich nickte stumm.

Sie hatte keine Ahnung, wie abwegig ich ihren Vorschlag fand, und ich konnte es ihr nicht sagen, weil ich sie und ihren Glauben nicht beleidigen wollte. Was sollte mir ein Schrein in ihrem Haus geben können? Dachte sie wirklich, ich würde nach England reisen, wenn ich mich Brian näher fühlen wollte? Dachte sie, es würde mir Trost spenden, mir alte Fotos und zusammengesuchte Andenken in einer Glasvitrine – davon sprach sie nämlich – anzusehen?

Ich überließ ihr, was sie von ihrem Sohn mitnehmen wollte. Sie entschied sich für das Buch *Wenn der Schläfer erwacht*, einen dunkelblauen Schal, die Armbanduhr, die sie ihm zu unserer Hochzeit geschenkt hatten (er hatte sie so gut wie nie getragen), den Becher mit seinem verbliebenen Namenszug, den er zu Schulzeiten geliebt hatte, und noch ein paar Kleinigkeiten, die ich nicht richtig wahrnahm.

»Jederzeit«, sagte sie, »kannst du ihn bei uns besuchen.« Als würde sie ihn zu sich mitnehmen. Weg von mir. Es war absurd, aber ich hatte den Eindruck, dass sie genau das bezweckte.

Bereits auf der Jacht merkte ich, wie das Sonnenlicht trüb wurde, obwohl keine Wolken aufgezogen waren. Als wir an Land gingen, verschwanden langsam die Farben aus der Welt. Ich musste am Anleger stehen bleiben, damit mein Körper verstand, dass ich mich nicht mehr auf einem schwankenden Boot befand. Sophie stützte mich. Brians Familie verabschiedete sich von uns. Ralph und Mary regten sich flüsternd darüber auf, wie steif und wenig herzlich »diese Leute« waren.

»Ist dir schlecht?«, fragte Sophie. »Du bist ganz grün.«

Ich nickte nur.

»Wollen wir uns setzen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Geht schon.«

»Tief durchatmen. Ein Schritt nach dem anderen. Wir haben Zeit.«

Sie leitete mich sanft zur Straße. Ich konnte kaum noch etwas sehen, und schließlich wurde mir schwarz vor Augen.

Für einen Moment musste ich das Bewusstsein verloren haben, denn als ich wieder zu mir kam, saß ich auf einer Bank. Sophies Arm stützte fest meinen Rücken. Ralph und Mary hatten bereits das Auto vom Parkplatz geholt. Ralph sprach gerade mit einem rothaarigen Mann und einer blonden Frau in einem langen, zu großen Tweedmantel.

»Wer war das?«, fragte ich, weil ich keine Lust darauf hatte zu versichern, dass es mir wieder gut ging und alles in Ordnung sei. Es ging mir schließlich nicht gut, und mir war nicht nach Höflichkeit.

»Sie wollten nur wissen, welche Seebestattung das gerade war. Wollten wohl zu jemand anderem. Die Frau meinte, du kämst ihr bekannt vor.«

»Nie gesehen«, sagte ich matt. »Ich will jetzt ...« Ich stockte. Nach Hause, hatte ich sagen wollen, aber unser Haus in Cork war der letzte Ort, an dem ich sein wollte.

Sophie verstand. Sie sagte ohne zu zögern: »Willst du mit zu mir? Es wird ein bisschen eng, aber das bekommen wir schon hin. Und du hättest es auch nicht weit nach Hause, falls du es dir anders überlegst.«

Ich hob hilflos die Schultern. Sophies Wohnung war

winzig. Meine Cousine leitete ein kleines Theater in Cork. Sie arbeitete viel und hart und hatte mehr Stress, als sie zugeben würde, da sie ständig von der Pleite bedroht war. Meistens kam sie erst spät in der Nacht nach Hause. Und dann sollte sie auf Zehenspitzen durch ihr Wohnzimmerchen schleichen müssen, wo ich auf der Couch herumlag und mir die Augen ausweinte?

»Sophie, das ist ganz lieb, aber es ist schon okay. Ich glaube, über kurz oder lang muss ich wirklich für eine Weile raus aus der Stadt. Ich werde das Haus verkaufen und ...« Und dann? Ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Mein Kopf war leer.

»Wäre Kinsale weit genug weg?«, fragte Ralph.

Bevor ich noch antworten konnte, spürte ich, wie sich eine merkwürdige Ruhe in mir ausbreitete. Kinsale, das wäre tatsächlich der richtige Ort, um Abstand zu gewinnen. Ich war viel zu lange nicht mehr dort gewesen. Ralph und Mary hatte ich meist in Cork getroffen, wenn sie Sophie besucht hatten, und Brians Eltern lebten schon über zehn Jahre in England. Ganz würde ich mich den Erinnerungen sowieso nie entziehen können. Warum also nicht Kinsale?

Ich umarmte die beiden voller Dankbarkeit, ließ mich zum Auto bringen und sank erschöpft auf die Rückbank.

»Dann fahren wir erst einmal bei dir vorbei, damit du ein paar Sachen einpacken kannst«, sagte Mary.

»Nein. Bitte. Lasst uns einfach direkt nach Kinsale fahren. Ich will nicht mehr zurück.«

Noch am selben Abend musste Sophie zwei große Koffer mit meinen Kleidern und dem Wichtigsten aus dem Haus in Cork geholt und bei ihren Eltern vorbeigebracht

haben, denn als ich morgens in ihrem alten Jugendzimmer erwachte, fand ich alles, was ich brauchte. Ich hatte nichts davon bemerkt, so fest hatte ich geschlafen. Trotzdem fühlte ich mich matt und wollte nicht aufstehen.

Diese dumpfe Müdigkeit sollte noch sehr viel länger anhalten. Ralph und Mary kümmerten sich rührend um mich. Sie machten mit mir Spaziergänge durch die eisige Winterluft, fuhren mich nach Dublin, um mit mir die Weihnachtsmärkte zu besuchen, luden mich ins Kino ein, veranstalteten gesellige Abende mit Freunden. Sie taten all das, obwohl sie ein Pub zu führen hatten, und es war nur deshalb möglich, weil der halbe Ort sie – und damit auch mich – unterstützte, wann immer es nötig war.

Ich fühlte mich die ganze Zeit über, als säße ich hinter einer Glasscheibe. Die Welt um mich herum kannte nur noch leise Töne und graue Farben. Sie hatten ihren Duft verloren, und Wärme erreichte mich schon lange nicht mehr. Die Kälte in mir blieb hartnäckig und ließ sich durch nichts vertreiben.

Zu meinem Onkel und meiner Tante hatte ich immer ein herzliches Verhältnis gehabt, und Sophie war seit meinen Teenagertagen meine beste Freundin. Ich fühlte mich bei ihnen gut behütet, aber sie konnten nicht die Leere füllen, die ich in mir trug. Niemand schien es zu können, und auch wenn mir jeder versicherte, dass selbst dieser unermesslich große Schmerz eines Tages immer kleiner werden würde, bis er nur noch als Erinnerung nachhallte, konnte ich nicht glauben, irgendwann etwas anderes zu fühlen.

Als vier Wochen vergangen waren und es mir immer noch nicht besser ging, beschloss ich, meinen Job an der

Uni zu kündigen. Weihnachten und Neujahr überstand ich nur, weil mir meine Ärztin ein Beruhigungsmittel verschrieben hatte. Eines Abends hörte ich, wie Mary zu Ralph sagte: »Hoffentlich tut sie sich nicht noch was an, so verzweifelt, wie sie ist.« Sie saßen in ihrem Wohnzimmer und hatten nicht gehört, dass ich mein Zimmer verlassen hatte und auf den Flur getreten war. Ich zog mich leise zurück, setzte mich auf mein Bett und dachte darüber nach. Mich umbringen? War das eine Lösung? Ich musste einsehen, dass ich nicht einmal dazu die Energie hatte.

Mitte Januar riss ich mich zusammen und löste unseren Haushalt auf. Von dem Geld, das ich aus dem Verkauf bekam, zahlte ich unsere Schulden zurück. Was übrig blieb, reichte nicht, um mir eine eigene kleine Wohnung zu kaufen, und Ralph bot mir an, so lange zu bleiben, wie ich wollte. Dass ich ihm Miete zahlte, akzeptierte er nicht, also half ich in seinem Pub, dem Jacob's Ladder, aus, wo immer jemand gebraucht wurde.

Sophie zwang mich im Februar zu einem gemeinsamen Urlaub auf Madeira, damit ich »mit etwas mehr Licht und Wärme die Winterdepression« austrieb. Was für eine Untertreibung, meinen Zustand Winterdepression zu nennen! Ich ließ mich zwei Wochen lang von ihr über die Insel schleppen, aber ich war nicht in der Lage, die prächtigen Farben, die wunderbaren Gerüche aufzunehmen. Am allerwenigsten hatte ich am Essen Spaß. Es schmeckte immer gleich, egal was man mir vorsetzte, und nach wenigen Bissen ließ ich es stehen. Seit Brians Tod hatte ich mittlerweile acht Kilo verloren. Ich ärgerte mich darüber, dass ich Sophie keine gute Gesellschaft

war. Schließlich hatte sie diese Reise nur meinetwegen unternommen. Aber Sophie sagte nur: »Lass dir Zeit. Irgendwann kommt die Sonne bei dir an.«

Die Wochen und Monate zogen an mir vorbei und blieben grau. Sophie mailte mir Fotos, die sie von uns auf Madeira gemacht hatte. Ich konnte mich kaum erinnern, an diesen Orten gewesen zu sein. Sophie war nun die einzige Freundin, die ich noch hatte. Meine Kolleginnen und Kollegen von der Universität hatten außer Beileidskarten nichts mehr von sich hören lassen. Unsere Nachbarn in Cork waren ebenfalls verstummt. Die Bekannten aus meinem Sportclub schickten wenigstens noch zu Weihnachten eine Karte. Mir wurde klar: Die Menschen wollen nichts wissen von Krankheit oder Tod. Sie machen einen Bogen um diejenigen, die es getroffen hat. Und ich brachte die Kraft nicht auf, von mir aus auf jemanden zuzugehen und mich zu verabreden. Ich steckte in diesem Teufelskreis fest, und hätte ich Sophie und ihre Eltern nicht gehabt, ich wäre einsam und verlassen zugrunde gegangen. Später wurde mir klar, dass meine Beziehung zu Brian so eng gewesen war, dass kaum noch Platz für echte Freundschaften gewesen war. Wir hatten einen großen Bekanntenkreis, aber Freunde hatten sich für mich keine darunter gefunden.

Und doch sollte Sophie recht behalten. Zwar nicht mit den ersten Sonnenstrahlen des Frühlings, aber immerhin schaffte ich es Anfang Juni zum ersten Mal seit einem halben Jahr, den Tag mit einem Lächeln zu begrüßen. Ich hatte mir den Radiowecker gestellt, weil ich nach Cork fahren und einige Einkäufe für das Pub erledigen wollte.

Der Song, der mich weckte, war »There She Goes« von The La's. In meiner Teenagerzeit war dieses Lied eine meiner Hymnen gewesen, und mein Herz hüpfte, als ich die Melodie erkannte. Sie spielten nicht das Original, sondern eine neue Coverversion. Den ganzen Tag bekam ich den Song nicht mehr aus dem Kopf, und er stimmte mich fröhlich. Ich wurde zurückversetzt in die Zeit der ersten Partys, der ersten durchwachten Nächte, der Lagerfeuer am Strand und der elektrisierenden ersten Küsse. Es war eine Zeit, in der ich mich fühlte, als sei alles im Leben möglich, als stünde mir die Welt offen, als sei ich unverwundbar.

Das Eis auf meiner Seele begann zu tauen.

Am nächsten Morgen öffnete ich das Fenster, sah hinaus auf die grünen Hügel und die Bucht, die sich zur Keltischen See hin öffnete, und fasste einen Entschluss: Ich würde Frieden schließen mit dem Schicksal und Brians Tod akzeptieren. Es war genug Zeit vergangen, und auch wenn der Schmerz noch tief saß, er hatte seine schneidende Kälte verloren. Da draußen in den Wellen war Brians Grab. Dort würde er für immer sein. Und ich konnte ihn besuchen, wann immer ich wollte, ich war in seiner Nähe, sobald ich am Meer war. Endlich wusste ich, dass ich mit meinem Leben weitermachen konnte.

3.

»Du siehst gut aus«, sagte Sam.

»Danke, mir geht es auch gut. Besser.« Ich hielt ihm die Tür zur Küche auf, wo er die Gemüsekisten abstellte. Sam wischte sich die Hände an der Jeans ab und sah mich aufmerksam an. »Irgendwas ist anders. Gut anders.«

»Was hast du uns heute mitgebracht?« Ich inspizierte die Kisten. Sam brachte uns alle paar Tage frisches Gemüse und Kräuter für das Pub. Milch, Eier und Fleisch bezogen wir ebenfalls von einem lokalen Bauern. Die Speisekarte von Ralph richtete sich nach dem, was verfügbar war, und nach anfänglichem Gebrummel unter den Gästen hatte er sich schließlich mit seiner Strategie durchgesetzt und verfolgte sie nun seit fast zehn Jahren. Er und Mary waren besonders stolz darauf, schon so »grün« gedacht und gehandelt zu haben, bevor Kinsale offiziell zu einer Transition Town wurde: einer Umwelt- und Nachhaltigkeitsinitiative, deren teilnehmende Städte und Gemeinden ein Leben weg von der Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen und hin zu einer regionalen Wirtschaftsstruktur förderten.

Sam kannte ich noch von der Schule. Mit vierzehn hatten wir eine Weile schüchtern Händchen gehalten und uns heimlich geküsst. Als die Schulzeit vorbei war, hatten

wir uns für fast zwanzig Jahre aus den Augen verloren, und im vergangenen Dezember, nach meinem Einzug bei Ralph und Mary, wiedergesehen. Seitdem begegneten wir uns häufig im Pub, weil er uns belieferte. Er war mir gegenüber zu Beginn schweigsam und zurückhaltend gewesen, und erst langsam hatte er angefangen, etwas von sich zu erzählen. So erfuhr ich, dass er zum Studium nach Dublin gegangen war, weil er »rauswollte«.

»Was ganz anderes machen und die Welt sehen«, hatte er vor einigen Wochen mit einem unsicheren Lachen gesagt. »Aber auf keinen Fall nach England gehen. Oder in die USA. Und Australien war viel zu weit weg. Ganz schön feige, was? Nach vier Jahren Dublin hab ich dann eingesehen, dass ich die große weite Welt nicht brauche.«

»Du warst am Trinity College?«

»Dazu hat's nicht gereicht. University College. Eingeschrieben für Wirtschaft. Gerade so einen Abschluss hinbekommen. Keine ruhmreiche Zeit.« Sam verzog das Gesicht. »Dann kam ich zurück nach Kinsale, sah, dass der Laden meiner Eltern schlecht lief, kratzte alle meine betriebswirtschaftlichen Kenntnisse aus dem Studium zusammen, übernahm Einkauf und Buchführung und kam nach ein paar weiteren verschwendeten Jahren zu dem Urteil: Patient tot. Gegen die großen Märkte kommt man auf Dauer nicht an.«

»Und dann hast du umgesattelt?«

»Hey, ich pflanze vielleicht nur Gemüse an, aber ich kann gut davon leben.« Es klang, als würde er sich verteidigen. »Ich hab Angestellte, und ich tu noch was für die Umwelt. Ich bin viel an der frischen Luft, und niemand quatscht mir rein. Nicht mal meine Eltern.«



Liz Balfour

Emmas Geheimnis

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40862-3

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2013

Zwei Frauen, eine tragische Liebe und ein dunkles Geheimnis

Zwei Frauen, eine tragische Liebe und ein dunkles Geheimnis

Kate will eigentlich nur vergessen. Nach dem Tod ihres Mannes Brian vor einem halben Jahr hat sie sich in ihr Heimatdorf an der Küste Irlands zurückgezogen. Mit der Unterstützung ihrer Eltern und ihrer Jugendliebe Sam kommt sie langsam zur Ruhe. Eines Tages steht plötzlich ihre Schulfreundin Emma vor ihrer Tür. Die beiden Frauen knüpfen an vergangene Zeiten an, doch Emma verheimlicht etwas. Kurz darauf findet Kate einige unangenehme Wahrheiten über Brian heraus, und bald schon muss sie sich eingestehen, dass ihr Mann ein anderer Mensch war, als sie immer glaubte.